Von der Trauer

Autor(en): **Platzhoff-Lejeune, E.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-747819

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

II. Jahrgang | 15. September 1907 | Heft 3

Von der Trauer.

Von Dr. **E. Platzhoff-Lejeune.**

Die Trauer hat zu verſchiedenen Zeiten die verſchiedenſten Formen angenommen. Das Schlagen der Bruſt, das Ausreißen der Haare, das Zerreißen der Kleider ſind offenbar die wildeſten und elementarſten Formen, die mehr der Verzweiflung als dem Schmerze Ausdruck geben. Der Sinn dieſer Symbole iſt klar: was lebendig, kraftvoll und ſchön an uns iſt, was an Lebensfreude und Lebensenergie erinnert, ſoll durch die Geſte des Schmerzes gehemmt und vernichtet werden. Jede Sorge für den Leib, jedes Intereſſe für unſere Umgebung und für die ruhige Fortentwicklung der Dinge um uns ſoll erſtickt werden mit Rückſicht auf den Tod. Mit ihm ſollte alles zu Ende ſein: niemand und nichts hat mehr das Recht zu leben. Da wir aber den Gang der Welt, die über das Sterben eines einzigen rückſichtslos hinweggeht, doch nicht aufhalten können, ſo entziehn wir uns ihm. Dumpf brütend, jede Nahrung verweigernd, kauern die großen Trauernden des Altertums in einer Ecke. Die Aſche auf dem Haupt, der Sack als einziges Gewand erhöhen den Eindruck des Abſterbens vom Weltleben. Ja die Unreinlichkeit, das ungehemmte Wachſen der Haare und Nägel, die Vermeidung der Berührung mit dem Waſſer ſollten dem gleichen Zwecke dienen.

Nach und nach iſt die Menſchheit diskreter und maßvoller im Ausdruck ihres Schmerzes geworden. Doch iſt uns bis auf die Gegenwart die ſchwarze Kleidung als Symbol der Trauer geblieben. Schwarz iſt übrigens keineswegs die allgemein gültige Farbe des Leides, obſchon ihr an Dunkelheit und Nacht erinnernder Charakter, der ſie aus dem Bereich der „Farbe“ ſtreng genommen ausſcheiden läßt, der Mehrzahl der Völker als beſte Verſinnbildlichung der Trauer erſchien. Wie bekannt iſt Weiß, ebenfalls eine ihren Namen nicht verdienende „Farbe“, im Orient ihr vollgültiger Erſatz, den wir immerhin noch verſtehn, während das Rot der engliſchen Hoftrauer, das vielleicht an das Lebensblut erinnern ſoll, unſerem Gefühl anſtößig bleibt.

Warum trauern wir nun? Die ſchwarze Kleidung iſt manchem ein Bedürfnis. Im Verkehr mit der Außenwelt charakteriſiert

ſie uns als Menſchen, denen man von Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten nicht ſprechen darf, denen es wohltut, wenn man ſie nach ihrem Kummer fragt. Die Trauerkleidung ſtellt uns ſozuſagen auf die Seite, ſie macht aus uns eine beſondere Menſchenkategorie, die der Schonung bedarf und nur der Notwendigkeit gehorchend mit der Außenwelt verkehrt.

Und *wie* trauern wir Europäer? Wir trauern „tief“ und „leicht“; die Frauen mit langen Kreppſchleiern, Kreppbeſatz und Krepprüſchen an den ganz ſchwarzen Kleidern; die Männer mit Zylinder, Flor und Gehrock. Man trauert auch mit dem Briefpapier und der Viſitenkarte, die einen ſchmalen oder breiten Rand haben; ebenſo mit dem Taſchentuch. Frauen trauern in der Regel mehr als Männer und Kinder, die ſich oft mit einem Flor an alten Kleidern begnügen. Die tiefe Trauer dauert ein Jahr, während deſſen der Beſuch von Konzerten, Theatern und Geſellſchaften, ja eigentlich auch von Vorträgen, Ausflügen und andern öffentlichen Zuſammenkünften verboten iſt. Im dreizehnten Monat iſt es dem weiblichen Geſchlecht erlaubt ein weißes Band, eine weiße Rüſche und graue Handſchuhe zu tragen. Der Krepp, der eigentliche Trauerſtoff, verſchwindet. Nach und nach, beſonders im Sommer, der die dunklen Kleiderfarben nicht gerne ſieht, tritt das Schwarz und Weiß, das Graue, das Weiße, das unauffällige Blau und Roſa an Stelle des Schwarzen. Dann werden die alten Kleider ruhig wieder angezogen. Dieſe Metamorphoſe dauert ſelten mehr als ein Jahr beim Manne, deſſen Kleider ja meiſt keine auffälligen Farben kennen, drei bis fünf Jahre bei der Frau. Der Trauerrand auf dem Briefpapier, der Viſitenkarte und dem Taſchentuch wird ſchon nach einem Jahre ſchmäler und verſchwindet bald ganz. Die Trauer wird „abgelegt“.

Wenn ich dieſe Sitten im einzelnen vornehme, ſo geſchieht es offenbar nicht aus beſonderem Wohlgefallen an ihnen. Ich frage mich im Gegenteil und frage den Leſer ehrlich und aufrichtig: ſind unſere Trauerſitten nicht ein Reſt vergangener Zeiten? Wäre es nicht beſſer, wir verzichteten auf ſie ohne Rückſicht auf das Herkommen, weil ſie unſerem Gefühl nicht mehr entſprechen? Und warum? — Weil ſie eine Quelle ſchlimmſter Heuchelei ſind, weil ſie ein feines Gefühl nicht ſelten tief verletzen, weil ſie auf uns wie ein drückendes Joch laſten und wie eine ewige Krankheit ſich forterben. Weil ſie oft genug das Gefühl der Trauer, wenn es überhaupt vorhanden iſt, ertöten, ſtatt es zu weihen.

Das ſei übertrieben? Sehn wir zu. — Man erzählt von einem ſterbenden Zaren, deſſen letzte Augenblicke durch den ſchaurigen Lärm geſtört wurden, den die Schreiner und Tapezierer in der Schloßkapelle zur Vorbereitung der Leichenfeier machten. Die Beiſetzung ſollte ſo würdig und feierlich verlaufen, daß man dem Herrſcher aller Reußen noch verſagte, was man jedem Hund gönnt: ein friedliches Ende. Wir

finden das barbariſch und gemein. Wer aber hätte nicht ſchon an einem Totenbett die Angehörigen untereinander flüſtern hören, wie man es mit den Trauerkleidern halten wolle? Verraten dieſe Sorgen vielleicht ein feines Empfinden? Wer nicht ſchon beizeiten als praktiſcher Mann ſich für einen bevorſtehenden Todesfall mit ſchwarzen Sachen verſehen hat, dem iſt es nicht vergönnt, in ſtillem Schmerze bei dem Toten zu verharren. Er muß nicht nur zur Polizei und in die Druckerei eilen, er muß vor allem zum Schneider und zur Schneiderin. Die Toten haben's nicht mehr eilig, wohl aber „die tieftrauernden Hinterbliebenen". Tag und Nacht wird an den Trauerkleidern von fleißigen Händen mit brennenden, müden Augen gearbeitet. Denn man kann ja niemanden empfangen, ehe man nicht ſchwarz von Kopf bis zu Fuße iſt. Je weniger tief das Gefühl iſt, deſto tiefer muß die Trauerkleidung ſein, hinter der man ſeine Gleichgültigkeit oder gar ſeine Befriedigung ſorgfältig verſteckt. Von der Komödie der viertägigen, vierzehntägigen, vierwöchentlichen Hoftrauer will ich nicht reden; ſie iſt längſt durchſchaut und kein Menſch nimmt ſie mehr ernſt. Mit Seufzen und einer läſterlichen Bemerkung über den armen Toten, der ihre unſchuldige Urſache iſt, wird ſie mit dem übrigen, unſinnigen Hofzeremoniell ertragen. Am Hofe trauert man ja überdies ſechs Monate von zwölfen, und die nötigen „Toiletten" ſind ſtets auf Lager. Nein, ich rede von der Familientrauer aus Anlaß eines Todesfalls, den man ſich längſt gewünſcht hat: ſei es ein Erbonkel, ſei es eine ſtets kränkliche Schweſter, eine im Irrenhauſe nach langem Leiden verſtorbene Mutter. Da es ſich um „nahe" Verwandte handelt, muß unbedingt getrauert werden und der heilige Sittenkodex erheiſcht gebieteriſch ſtrengſte Beobachtung. Und nun folgt die Flut langweiliger Beſuche, die beiden Teilen unerträglich iſt und bei denen ſo unglaublich viel gelogen wird. Es folgt die Flut von Kondolenzbriefen, in denen jeder ſeine „wärmſte Teilnahme an dem ſchmerzlichen Verluſte" ausſpricht und die unglaublichſten Tröſtungen in frecher Heuchelei gewohnheitsmäßig zu Papier bringt, während er ſich ein luſtiges Liedchen pfeift. Fühlt der alſo Kondolierte nichts, ſo wirft er ſie gedankenlos in eine Ecke oder vielmehr, er hebt ſie auf, um mit der bekannten P.R.-Viſitenkarte — ein anderer unſinniger Brauch — mechaniſch zu antworten. Hat er aber wirklich einen Verluſt erlitten, ſo ſteigt ihm die Schamröte bei dieſem gedankenloſen Geſchwätz in die Wangen, deſſen Erlogenheit er in ſeiner durch den Schmerz geſteigerten Senſibilität doppelt empfindet.

Doch ich wollte ja von den Trauerſitten reden. Die ſchwarze Kleidung auf der Straße zwingt die Fernerſtehenden, die der Kondolenzbeſuche entraten können, immerhin zu den bekannten höflichen Kondolenzphraſen, die man nur mit halber Stimme vorträgt, weil man von ihrer

Sinnloſigkeit und Überflüſſigkeit allzu überzeugt iſt. Wieviel Heuchelei und Phraſendreſcherei wäre ohne die Trauerkleidung weniger auf der Welt! Iſt aber ein wirklicher Schmerz vorhanden, ſo wird das teilnehmende Geſchwätz nur um ſo peinlicher empfunden. Wahrhaftig, wer von einem Totenbette herkommt, kann über die Ehrlichkeit und Gefühlstiefe ſeiner Mitmenſchen nur eine ganz traurige Meinung haben. Sich der gedankenloſen Gewohnheitsphraſe ſo abſichtlich ausſetzen, ſie durch beſondere Trauerkleidung provozieren, ſeinen Schmerz vor der Öffentlichkeit ausſtellen und alle Welt täglich auf ihn aufmerkſam machen — iſt das wirklich ein Zeichen guter Erziehung und feinen Geſchmacks? Man tut es gewohnheitsmäßig, ohne ſich die Folgen klar zu machen; man denkt nicht und wagt nicht, ſich ſelber treu zu ſein. Und nun will man uns noch glauben machen, im zwanzigſten Jahrhundert wankten alle Autoritäten und die Individualität behaupte ſchrankenlos ihr Recht! Die nötigen und großen Autoritäten wanken vielleicht; die ſchlechten und ſinnloſen herrſchen tyranniſcher denn je.

Wenn ſie ſich nur auf den Zwang der Trauerkleidung beſchränkten! Aber ſie miſchen ſich auch in das Privatleben der Trauernden und wachen eiferſüchtig über die Beobachtung gewiſſer Regeln. Wie wohl täte es einem traurigen Herzen, ein Konzert oder eine Oper zu hören! Wieviel geſunde Ablenkung liegt in einem ſolchen Genuß, der einer verwundeten Seele Lebensmut und Daſeinsfreude wieder ſchenken könnte. Aber es iſt verboten: „Es ſchickt ſich nicht.“ Solche „weltliche“ Vergnügungen ſtehen der Trauer übel an. Die Trauerzeit muß verſtreichen wie ein engliſcher Sonntag. Die Kirche iſt der einzige öffentliche Ort, der beſucht werden darf. Wehe dem „ungebildeten“, „taktloſen“ Menſchen, der es wagt, dieſe Regel zu mißachten! Die ganze Verwandtſchaft und Bekanntſchaft würde mit Fingern auf ihn weiſen. Eine Dame in Trauer im Theater? „Sie hat ſich ja ſchnell getröſtet“, ziſcheln böſe Zungen. Andere aber, die ſich ſchneller tröſten, die gute Sitte jedoch um ſo ſtrenger innehalten, als ſie weniger empfinden, genießen allgemeine Hochſchätzung um der „würdigen“ Art willen, mit der ſie ihre Trauer innehalten. Leider hat man ſie nicht daheim über den dummen Onkel klagen hören, der gerade geſtorben iſt, als ſie zu einem Ball eingeladen waren. Daß ſich die Toten auch immer ſo ungeſchickt einrichten und ſo gar keine Rückſicht auf den Theaterzettel, die Konzertprogramme und die gerade fortgeſandten Einladungen zu einer Abendgeſellſchaft nehmen wollen. Aber da iſt nichts zu machen. Man würde ſehr übel angeſehn, wollte man aufrichtig ſein und aus ſeiner gleichgültigen Stimmung dem Toten gegenüber keinen Hehl machen. Solche Menſchen wiſſen ſich freilich auf andere Weiſe ſchadlos zu halten. Sie verraten in ihrer Trauertoilette einen ſo raffinierten Geſchmack und eine

ſo erſtaunliche Abwechſlung, daß die Vorſtudien zu dieſem Ergebnis ihre unfreiwillige Muße vollauf beſchäftigen. Die bekannten ſchönen Witwen mit dem ermutigenden Lächeln gehören in dieſe Kategorie. Das Andenken des Toten jedoch verblaßt um ſo ſchneller, je größer die auf die Trauerkleidung verwandte Sorgfalt iſt.

Nach der Feſtſtellung des Tatbeſtandes, was iſt nun der Zweck dieſer Zeilen? — Ganz einfach die Erwartung, daß die gegenwärtigen Trauerſitten für das Empfinden vieler moderner Menſchen eine läſtige Feſſel ſind, die ihrer Stimmung nicht entſprechen, oder ihr wenigſtens nicht den gewünſchten und geeigneten Ausdruck geben.* Täuſcht mich nicht alles, ſo wird das Trauern als allgemein ſtreng beobachtete Sitte verſchwinden und mit der Zeit mehr die Ausnahme als die Regel bilden. Es läßt ſich heute ſchon beobachten, daß das Tragen der Trauerkleidung im Niedergange begriffen iſt. Auf dem Lande, in der Kleinſtadt und beim Kleinbürgertum wird z. B. viel tiefer und länger getrauert, als in höher gebildeten Kreiſen, und es iſt ganz natürlich. Auch verſichert man mir, daß in der Schweiz, wo die Sitte der Verwendung von Trauerpapier ſeitens der Kondolierenden einzig beſteht, viel tiefer und länger getrauert wird als z. B. in Deutſchland und in den meiſten vorwiegend proteſtantiſchen Ländern. Man klammert ſich ängſtlich an die heiligen Regeln des Herkommens und ſucht ſeine gute Erziehung in möglichſt vollkommener Beobachtung, womöglich Übertreibung deſſen zu beweiſen, was ſich ſchickt und was „man“ anſtändigerweiſe tun muß, um nicht aufzufallen. Anders in gebildeten Kreiſen, wo man jetzt ſchon das übermäßige Trauern mit zwei Zentimeter breitem ſchwarzem Rand am Briefpapier und zwanzig Zentimeter breitem Kreppbeſatz als geſchmacklos und ſpießbürgerlich empfindet. Wenn es in dieſen Kreiſen immerhin ſchon Mut erfordert, auf den unhygieiniſchen Krepp ganz zu verzichten, ſo gibt es wieder andere Kreiſe freier, auf ſich allein ſtehender Menſchen, die mit der Sitte reſolut zu brechen wagen. Ich kenne Frauen und Männer, die unter einem Todesfall ſo furchtbar gelitten haben, daß ihnen der äußere Hinweis auf die blutende Wunde einfach unmöglich war, daß ſie alſo auf jedes Trauerzeichen, das ihre Umgebung zu bezüglichen Fragen und Beileidsbezeugungen veranlaſſen könnte, vermeiden. Ich kenne andere, denen es ein Bedürfnis war, für einen Freund, eine ihrer Seele naheſtehende Gefährtin tief zu trauern, obſchon keine verwandtſchaftliche Beziehung beſtand und die andrerſeits ſich weigerten, für einen nahen Verwandten in Schwarz zu

* Vgl. dazu die intereſſante Umfrage über die Abſchaffung oder Beibehaltung der Trauerſitten in der Lauſanner Wochenſchrift „L'Essor“ vom 27. Juli, 17. und 24. Auguſt, bei der die Mehrzahl der Antwortenden ſich für die völlige Freiheit in ihrer Beobachtung ausſprach.

gehen, deſſen Tod für ihr Leben nicht das Geringſte bedeutete, vielleicht eine Erlöſung war. In beiden Fällen tadelt die „gute Geſellſchaft“ das Verhalten des Trauernden.

Nicht die einfache Abſchaffung der Trauerſitten möchten dieſe Zeilen anraten, ſie wollen nicht einmal im Verzicht auf ſie ein Zeichen geiſtiger Überlegenheit erblicken. Aber ſie möchten der Überzeugung in weiteren Kreiſen bahnbrechen helfen, daß das eigene Empfinden in völliger Freiheit über ihre Einhaltung oder Nichtbeobachtung entſcheiden ſoll, daß das individuelle Gewiſſen nach eigenem Ermeſſen das geſellſchaftliche Verhalten der Trauernden regelt. Ich begreife es, wenn ein Trauernder gerne äußerlich ſeinem Gefühl in der herkömmlichen Weiſe Ausdruck gibt, ich begreife es aber auch, wenn er, ſei es aus ehrlicher Gleichgültigkeit ſeinem Verluſt gegenüber, ſei es aus dem Übermaß des Schmerzes heraus auf die Trauerkleidung verzichtet. Ich verſtehe es, wenn ein Trauernder mit ſeinem Schmerz allein ſein möchte und ſich von allen größeren Menſchenanſammlungen fern hält; ich verſtehe es aber ebenſogut, wenn er Zerſtreuung ſucht und ſie im Theater und Konzertſaal findet.

Was unſerer Trauerpraxis fehlt, iſt Freiheit und Ehrlichkeit. Wie unſäglich heuchleriſch und geſchmacklos ſind doch die Zeremonien der vornehmen Beerdigungen mit den verhängten Pferden, den Leichenwagen 1., 2. und 3. Klaſſe (bei uns zum Glück unbekannt), den Leichenbittern mit ihren ellenlangen Trauerſchleifen und ihrem im Grunde ſo herzloſen, wenn nicht direkt verletzenden Verhalten, mit den zahlloſen Händedrücken und eigens aufgeſetzten Trauermienen, hinter denen oft ſo viel Gleichgültigkeit und Unaufrichtigkeit ſteckt. Es laſtet heute noch in Bildungsſchichten, die ſich beſonders aufgeklärt und fortgeſchritten dünken ein unerträglicher Zwang, der urſprünglich die angemeſſene Form des Schmerzes geweſen zu ſein ſcheint, der aber heute ihn durch veräußerlichende Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten in ſeinem tiefen Ernſt ſchädigt oder durch ſtarre Geſetze nur um ſo bitterer fühlbar macht. Wir behandeln unſere trauernden Mitmenſchen wie anſteckende Kranke, die man abſondert und nach einem ſtrengen Spezialkodex behandelt, ſtatt ſie feſter an uns zu ketten und ihnen herzlich entgegenzukommen. Jeder Verſuch von ihrer Seite, ſich dem Leben zuzuwenden und die geriſſene Lücke zu vergeſſen, wird während des Trauerjahres mit Entrüſtung abgewieſen. Wir ſind dabei ſo kleinlich, daß wir z. B. vor dem Abfluß der erſten zwölf Monate geſchloſſene zweite Ehen als ein Verbrechen betrachten, das niederer Geſinnung entfließt, während eine im dreizehnten Monat neu eingegangene Heirat ohne weiteres gebilligt wird.

Wir verlangen auch mehr Ehrlichkeit. Warum in aller Welt ſuchen die Trauernden bei fernerſtehenden Bekannten Mitgefühl für einen Verluſt, der jene nun einmal nichts angeht? Mit bitterem Zorn mußte ich oft ſehn, daß das erheuchelte Geſchwätz irgend eines Kondolenten den Hinterbliebenen ein Labſal war, während ſie das ehrliche Schweigen eines andern als Rückſichtsloſigkeit brandmarkten. Warum kondolieren wir mit ſanften Worten und mitleidigen Blicken, wo nun einmal nichts zu kondolieren iſt? Warum tun wir es bei Fernſtehenden in der rohen, herzloſen Form der Druckſache? Mir ſind gedruckte Karten vorgekommen, die beſagen: „Wir nehmen den innigſten Anteil an Ihrem ſchweren Verluſt und verſichern Sie unſeres wärmſten, trauernden Mitgefühls.“ Solche Lügen verſenden gebildete Menſchen das ganze Jahr — für Geburten und Verlobungen haben ſie natürlich einen ähnlichen Papierſetzen ſtets auf Lager — und die Adreſſaten freuen ſich darüber mit beneidenswerter Naivität. Wann wird es einmal gute Sitte werden, daß man ehrlich iſt, ſtatt Teilnahme zu heucheln?

Die weniger allgemeine Verbreitung der Trauerkleidung wird dazu das ihre tun. In öffentlichen Lokalen werden die Trauernden nicht mehr auffallen. Die Verſuchung zu heuchleriſchen Phraſen wird bei allen, die ihnen begegnen, geringer werden. Die Trauernden ſelbſt werden ſich freier und wohler fühlen. In unſer ſoziales Leben wird mehr Wahrheit und Geradheit kommen, und die Toten draußen auf den Friedhöfen verlieren gewiß nicht daran, daß ſie nicht in dem Munde und den Kleidern der Überlebenden fortleben, ſondern wenn ſie es verdienten, in ihrem Herzen.

Aller Anfang iſt ſchwer. Der Kampf mit dem Vorurteil und der „guten Sitte“ wird hart ſein. Wer ihn mutig aufnimmt, wird unter boshaften Bemerkungen, hämiſchen Blicken, ſpöttiſchem Achſelzucken und wohlgemeinten Sittenpredigten lange zu leiden haben. Aber ſchließlich haben ſich alle Reformen im öffentlichen Leben nur nach heftigem Widerſtand durchgeſetzt. Zudem haben wir in unſerm Kampf gegen die Trauerkleidung zwei ſtarke Bundesgenoſſen: die Hygiene, die das Schwarz, zumal im Sommer, als ſchädlich verwirft und beſonders dem Kreppſtoff als einem idealen Mikrobenneſt den Krieg erklärt; zweitens die Sparſamkeit, die der koſtſpieligen, vollſtändigen Toiletteänderung und den teuren Stoffen ſchon längſt den Garaus gemacht hätte, wenn die Trauerſitte nicht eine feſt und tief eingewurzelte Macht erſten Ranges wäre. Die ſoziale Seite der Trauerunſitten darf nicht vergeſſen werden. Welche Entbehrungen und Opfer legen ſich kleine Leute nicht oft durch die Anſchaffung koſtſpieliger Trauerkleider in einem Augenblick auf, wo ohnehin ſchon große unvermeidliche Ausgaben zu beſtreiten ſind. Und wie gerne würde der Tote die Hinterbliebenen von dieſer letzten Sorge

befreien, die er ihnen gewiß gegen ſeinen Willen geſchaffen hat. Wieviel ermüdende Überſtunden und ſchwache Kräfte völlig erſchöpfende Nachtarbeit ſchafft die Tyrannei der Trauer für die Arbeiterinnen der Konfektionsbranche, die ohnehin ſchon ein hartes Los haben!

Wir ſind dankbar für die Unterſtützung unſeres Standpunktes von dieſer Seite. Wir könnten auch die äſthetiſche Seite noch ſtärker geltend machen und auf die Tatſache aufmerkſam machen, daß Schwarz dem weiblichen Geſchlecht, beſonders in jüngeren Jahren, gar nicht ſteht und daß ſich mit ſchwarzen Stoffen wenig anfangen läßt. Aber die Hauptſache iſt uns dieſe: daß wir Kinder des zwanzigſten Jahrhunderts freie, ehrliche Menſchen ſein wollen, die nur der Autorität ihres Gewiſſens gehorchen, die die Treue gegen ſich ſelbſt über die Rückſicht gegenüber dem Nächſten ſtellen und die ihre frohen wie ihre ſchmerzlichen Empfindungen nach eigenem Gutdünken in ſich verſchließen oder äußerlich kundzugeben entſchloſſen ſind.

Beethoven.

Drei Geſänge von Konrad Falke.

I.

Adagio cantabile.

(Sonate pathétique, c-moll, op. 13.)

War einmal ein Tag,
Weißt du es noch, wie ſüß?
Da klangen unſere Seelen ſanft
Im Liebestraum zuſammen . . .

War einmal ein Tag,
Der goldnes Glück verhieß!
Noch rauſcht's im Wald, am Bachesranft
Von ſeligem Entflammen . . .

Horch auf, es klopft der Specht,
Die Amſel ſingt: von Sehnſucht ſchwillt
Das Herz und ſtirbt in Jubeltönen —